

ihr in diesem Moment auf die Kehle.

Das Kind ist in die Jacke eines Erwachsenen gewickelt, eine grüne Steppjacke. Ein Papagei mit kahlem Kopf. Beim Versuch, es aus seinem Grab unter den Zweigen zu heben, bohren sich Dornen in ihre Hände, aus den Schrammen quillt Blut und färbt die Ärmel ihres Kleids. Wie eine Geburtshelferin, die ihre Hände in die Stute schiebt, um das Fohlen herauszuziehen. Sie spürt keinen Schmerz, hält sich nicht auf mit den Schnitten, die diese Dornen ihr verpassen. Sie drückt weiter Zweige zur Seite und birgt endlich das Kind, das in die Nacht brüllt. Es ist völlig zugeschissen, der Gestank unerträglich.

Würgend und blutend presst die Tía Encarna es gegen ihre Brust und ruft aus vollem Hals nach ihren Freundinnen. Ihr

Rufen muss auf die andere Seite der Allee gelangen. Unwahrscheinlich, dass sie gehört wird.

Aber die Hündinnen des Rudels im Sarmiento-Park der Stadt Córdoba hören weit mehr als jeder gewöhnliche Mensch. Sie hören den Ruf der Tía Encarna, weil sie die Angst in der Luft wittern. Sie spitzen die Ohren, ein Schaudern überläuft sie, das Fell gestäubt, die Nüstern geweitet, die Lefzen gespannt.

»Schwestern des Parks! Hierher! Hierher, ich hab was gefunden!«, ruft sie.

Ein etwa drei Monate altes Kind, verlassen im Park. Mit Zweigen bedeckt, zurechtgelegt für den Tod, der mit ihm tun kann, was ihm beliebt. Oder auch für die Hunde und Wildkatzen, die hier leben: Kinder sind überall auf der Welt ein Festessen.

Die Schwestern nähern sich neugierig, steuern wie ein Trupp hungriger Zombies auf die Frau mit dem Kind im Arm zu. Eine schlägt die Hände vor den Mund, Hände, so groß, dass sie die Sonne verdunkeln könnten. Eine ruft, das Kind sei niedlich, ein Goldschatz. Eine macht auf dem Absatz kehrt und sagt:

»Damit habe ich nichts zu tun, ich habe nichts gesehen.«

»So sind sie«, erwidert eine andere, was so viel heißen soll wie: So sind diese schnauzbärtigen Wichser, sobald irgendwo der Schuh drückt.

»Wir müssen die Polizei rufen«, sagt eine.

»Nein!«, schreit die Tía Encarna. »Auf keinen Fall die Polizei! Ein Kind kann man niemals der Polizei überlassen. Das wäre die schlimmste Strafe!«

»Aber wir können es nicht behalten«, appelliert eine Stimme an die Vernunft.

»Das Kind bleibt bei mir. Wir bringen es nach Hause.«

»Aber wie willst du es tragen, so voller Scheiße und Blut?«

»In der Handtasche. Dort passt es hinein.«

Die Schwestern gehen in einem erstaunlichen Tempo aus dem Park auf die Gegend um den Busbahnhof zu. Ein katzenhafter Trupp jetzt, durch die Umstände in Eile versetzt, alle Köpfe tief gesenkt, in einer Haltung, die sie unsichtbar macht. Sie sind unterwegs zum Haus der Tía Encarna, der tussigsten Wohnstatt der Welt, die so viele von uns aufgenommen, versteckt und beschützt hat, unsere Zuflucht in Zeiten der Verzagtheit. Dort gehen sie hin, weil sie wissen, dass sie

nirgendwo sicherer sein könnten. Das Kind tragen sie in einer Handtasche.

Eine von ihnen, die Jüngste, fasst sich ein Herz und spricht aus, was alle einander in Gedanken schon mitgeteilt haben:

»Es ist zu kalt, um in einer Zelle zu schlafen.«

»Was soll das heißen?«, fragt die Tía Encarna.

»Was ich sage: dass es zu kalt ist, um in einer Zelle zu schlafen. Noch dazu wegen Kindesentführung.«

Ich sterbe vor Angst. Fast rennend komme ich hinter den anderen her. Der Anblick des Kindes hat mich innerlich ausgehöhlt. Als hätte ich plötzlich keine Organe mehr, kein Blut, weder Knochen noch Muskeln. Teils ist das Panik, teils Entschlossenheit, zwei Zustände, die nicht immer in die gleiche